

Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins

Begründet von Herm. Kiegel. Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben von Dr. Oskar Streicher

44. Jahrgang, Heft 1

Berlin

Erismond/Januar 1929

Inhalt: Zur Stellung des Beiworts. Von Geheimrat Prof. Dr. Behaghel. — Gelehrtendeutsch. Von Studienrat Dr. Georg Lokys, Oberstudienrat Dr. Wilhelm Steffen und dem Herausgeber. — Wat den een' sien Uhl, is den annern sien Nachtigall! Von U. Ruprecht d. J. — Mitteilungen. — Sprechsaal. — Zur Schärfung des Sprachgefühls. — Bücherschau. — Zeitungsschau. — Aus den Zweigvereinen. — Briefkasten. — Geschäftlicher Teil. — Unterhaltungsbeilage. — Sachverzeichnis 1928.

(Nachdruck mit Quellenangabe gestattet)

Zur Stellung des Beiworts

Ich erhalte zahlreiche Anfragen über Dinge des Sprachgebrauchs: Was ist im gegebenen Fall das richtige? Sagt man so oder so? Hat der Meher oder der Müller recht?, was mir gelegentlich sogar in der Form des Gesprächs vorgetragen wird. Sonderbarerweise bezieht sich dieses Wissenwollen niemals auf Fragen der Wortstellung. Offenbar ist auf diesem Gebiet das Bedürfnis nach Aufklärung verhältnismäßig gering. Das mag zusammenhängen mit der recht großen Freiheit der deutschen Wortstellung; ihr gegenüber unterstehen die französischen Wörter einer geradezu versklavenden Zucht. Daß trotzdem auch in Sachen der Wortstellung der Schreibende oder Sprechende nicht selten strauchelt, zeigt die ausführliche Erörterung bei Matthias: Sprachleben und Sprachschäden, die in der fünften Auflage Seite 405 bis 429 umfaßt. Doch auch hier werden nicht alle Zweifel gelöst. Ich denke z. B. an die Frage: Wie wird angeordnet, wenn nicht nur ein Beiwort, sondern deren zwei dem Hauptwort vorausgehen? Heißt es: ein langes weißes Hemd oder: ein weißes langes Hemd? Er hat volles weißes Haar oder: er hat weißes volles Haar? Nur G. Wustmann hat, soviel ich sehe, diese Frage in seinen »Sprachdummheiten« behandelt unter der Überschrift: Die alte gute Zeit oder die gute alte Zeit? Sonst haben sich weder unsere Sprachforscher und Sprachlehrer noch die zahlreichen Schriften über Sprachrichtigkeit mit der Frage befaßt; auch unsere Zeitschrift hat sich bis zum Jahre 1910 nicht zur Sache geäußert¹⁾. Ich sage: 1910; soweit reichen nämlich ihre zusammenfassenden Inhaltsverzeichnisse; es wäre im höchsten Maße wünschenswert, daß diese weitergeführt würden. Wustmann also meint, dem Hauptwort zunächst stehe das Beiwort, das mit diesem zusammen einen Begriff bildet; das zweite Beiwort, »das dem Schreibenden nachträglich noch eingefallen ist«, werde vom Hauptwort getrennt, d. h. stehe an erster Stelle. Man müsse sich immer klar machen, welches von den beiden Beiwörtern das wesentliche sei; dieses (Wustmann schreibt dies) gehöre dann unmittelbar vor das Hauptwort. Wenn aber von jemand gerühmt wird, er habe volles weißes Haar — denn so heißt es unbedingt —, so ist dem Sprechenden zweifellos das Beiwort volles nicht »noch nachträglich« eingefallen; es war

vielmehr überhaupt der Anlaß zur Aussage. In dem Bericht über die Ausgrabung eines römischen Kastells ist die Rede von der ungleich mächtigen römischen Steinschuttmasse; ist da wirklich römisch, das als bereits bekannt gerade so gut wegbleiben könnte, der wesentliche Begriff, oder bildet gar römisch mit der Steinschuttmasse einen Begriff? Wenn es bei Schiller heißt: der zärtlichere weibliche Bau empfängt jeden Eindruck schneller und läßt ihn schneller wieder verschwinden, so ist gewiß zärtlich der wesentlichere Begriff; er dient zur Begründung der gesamten Sachaussage. Es ist also mit Wustmanns Weisheit nichts Rechtes anzufangen. Ich möchte die Wustmannsche Regel ungefähr umkehren und den Satz aufstellen, daß das Wesentlichere, sagen wir lieber das Bemerkenswertere, an erster Stelle steht.

Aber es bedarf noch genauerer Erörterung der Frage, wonach sich der Begriff des Wesentlicheren bestimmt. Wir können den Dingen gegenüberstehen kühl bis ans Herz hinan; wir können sie betrachten ohne Rücksicht auf ihre Stellung in der Welt, d. h. auf den Zusammenhang des Satzes oder ihre Beziehungen zu uns selbst. Wir verhalten uns einfach beschreibend, wir geben sachlich keiner der beiden Eigenschaften einen Vorzug vor der anderen.

Aber selbst bei dieser Einschränkung können die Dinge noch in verschiedenem Maße unsere Aufmerksamkeit erwecken. Das Gewöhnliche, das »Normale« pflegen wir kaum zu bemerken; wir bemerken, was von der Norm abweicht. Daß jemand weißes Haar hat, können wir jeden Tag beobachten; das Ungewöhnliche ist das volle weiße Haar. Daß wir in einem römischen Kastell römischen Massenschutt finden, ist kaum der Erwähnung wert, wohl aber, daß er ungleich mächtig ist. Man kann geradezu sagen: das zweite Beiwort bezeichnet die Gattung, das erste die Unterart. So heißt es denn in einem anderen Fundbericht: die stark verkleinerten gotischen Flügel, ein einer Pistole ähnliches medizinisches Instrument.

Das Verhältnis des Beschauers kann aber auch ein ganz anderes sein. Er kann sich zu der einen Eigenschaft wiederum betrachtend, beschreibend verhalten. Die andere aber kann bei ihm einen Eindruck hervorrufen, sein Gefühl beeinflussen, ihn zum Urteil, zur Wertung veranlassen. Dann steht das wertende Beiwort an erster, das bloß beschreibende an zweiter Stelle. So spricht denn

¹⁾ Im Briefkasten 1915, Sp. 27 f. ist die Stellung des Beiworts berührt (»vom deutschen rechten Flügel«).

Schiller von einer nicht ganz verwahrlosten moralischen Anlage, von besseren künftigen Tagen, von friedlichen festen Hütten. Oder es ist in einer modernen Beschreibung die Rede von hypothetischen römischen Vorbildern, von den sehr wesentlichen technischen Unterschieden, von der beabsichtigten frühchristlichen Abteilung.

Aber es gibt auch Fälle, wo der Betrachter den beiden Beiwörtern genau in derselben Weise gegenübersteht, wo die beiden Eigenschaften, die er zu beschreiben hat, gleich bemerkenswert sind oder wo er beide Male ein Urteil aussprechen, einen Wert beilegen will. Beide Wörter können sogar gleichbedeutend sein. Dann kann jedes der beiden Beiwörter sowohl die erste wie die zweite Stelle einnehmen. Bei einem mittelhochdeutschen Schriftsteller steht auf derselben Seite nebeneinander: gar unmessigen großen jamer — in also gar großeme unmessigeme ruwen — der weltlichen natürlichen ritterschaft — natürlich weltliche minne; wir können sagen: ein tiefes weites Loch oder ein weites tiefes Loch, in faltigem langem Gewande, oder in langem faltigem Gewande, eine verständige, geistreiche Oberin oder eine geistreiche, verständige Oberin. Diese Freiheit der Anordnung kann allerdings durch eine besondere Neigung unserer Rede eingeschränkt werden, durch das »Gesetz der wachsenden Glieder«. Man kann folgenden Versuch machen: man nehme vier Zettel, schreibe auf jeden eines der vier Wörter: Gold, Gestein, edles, und, und lasse die Zettel so ordnen, daß sich daraus eine verständliche Gruppe ergibt. Es wird dabei stets die Gruppe Gold und edles Gestein herauskommen, niemals edles Gestein und Gold. Allgemeiner gesagt: das längere Satzglied steht nach, wenigstens bei Menschen, die rhythmisches Empfinden haben. Das spielt nun auch bei den Beiwörtern eine Rolle. Schiller spricht vom neuen, ungewohnten Leben, von einem beschlossenen, streng abgewogenen Wort, neuzeitliche Schriftsteller von einem breiten, ornamentbedeckten Boden, von einem weißen, durch die Zeit gebräunten Leinen, und ich würde lieber sagen: in langem faltigem Gewande als umgekehrt, wie es meine Quelle tut.

Ein besonderer Fall ist es, wenn eines der beiden Beiwörter eine Beziehung zum Vorhergehenden ausagt; dieses geht naturgemäß voran: in der gleichen äußeren Erscheinung, im angrenzenden großen Mauerweg.

Es gibt freilich kaum eine Forderung des guten Sprachgebrauchs, die nicht gelegentlich Widerspruch erföhre. Goethe schreibt: der innere unruhige Zustand der Gesellschaft, und Schiller, genau entsprechend: eine innere unverlierbare Fülle des Lebens, wo die rhythmische Neigung über den Anspruch gesiegt hat, den das bloß beschreibende Beiwort an die zweite Stelle hat. Und Herder wird in anderer Weise schuldhaft, wenn es bei ihm heißt: das Klopstockische angeführte Silbenmaß, denn angeführt stellt die Beziehung zum Vorangehenden her.

Gießen

Hofmannstraße 10

Otto Behagel

Gelehrtendeutsch

In der Historischen Zeitschrift Bd. 138, S. 58—71 bespricht Otto Westphal die Briefsammlung »Deutscher Liberalismus im Zeitalter Bismarcks« (Hrsg. Seydewitz und Benzke) und schreibt S. 60 Anm. 2 — sehr bezeichnend für seine Stellung zum Fremdwort —:

»Dagegen hätten sich, denke ich, Verdeutschungen erübrigen lassen, die das Maß der im gebildeten Publikum gegenwärtig vorhandenen Kenntnisse des Lateinischen hoffentlich doch in allzu ungünstigem Licht erscheinen lassen.«

Da nimmt es denn nicht wunder, daß uns sein Gelehrtendübel mit Fremdwörtern überschüttet: Publikation, prominent, dokumentiert, editorisch, Technik der Edition, Porträts, repräsentativer Kopf, Material, strukturelles Moment, klassischer Hochidealismus, spezifisch, Korrespondenz, diskutieren, Intensität des Denkens, Dokumente, Aktion und Kontemplation, Opportunismus, positivistisches Machtdenken, Individualgeschichte, thematisch, faktische Mörgelei, Konzeption, Kontrast, Position, psychologischer und ideeller Reiz, ein wahrhaft idealistisches Bekenntnis zu der populären Mission des aristokratischen Intellekts, Antinomien, intrigierendes Ressentiment.

Wer als deutscher Schriftsteller seinen Wortgebrauch regelt nach dem »Maß der im gebildeten Publikum gegenwärtig vorhandenen Kenntnisse des Lateinischen«, von dem wird man auch kein Gefühl für den Saggbau der Muttersprache erwarten. Aber was der genannte Gelehrte auf diesem Gebiete leistet, übersteigt noch die Befürchtung. Man nehme nur ein paar Proben und beachte dabei auch die Zeichensetzung:

S. 63. Wie an den Schicksalsbegriff der antiken Tragödie — der ja auch für Hegel so lebendig war — anknüpfend, rühmt Köppler, bald nach, dem Amtsantritt Bismarcks, in einem Brief an Gustav Freytag den »Techniker« des Dramas, daß »das politische Leben jetzt endlich einmal dramatisch werde«, erörtert er das Verhältnis des Helden zur Masse, wendet er sich mit dialektischer Kraft gegen die Fortschrittspartei, die sich gerade dem Fortschritt, d. h. der historischen Notwendigkeit, opponiere, um dann auch seinerseits nach der Alvensleben'schen Convention, von der er, der leidenschaftliche Vorkämpfer einer Auseinandersetzung Preußens mit Österreich, die Wiederherstellung der heiligen Allianz befürchtet, an Bismarck irre zu werden, der leider nur Temperament, keinen Charakter habe, und schließlich den Wunsch nach einer philosophischen Professur in Tübingen auszusprechen, da »ein konkreter Mensch« zwischen den rohen Extremen niemals einen Wirkungskreis zu finden vermöchte: Auslassungen, die, an die letzten Stimmungen des Meisters selbst gemahnend, Größe und Tragik des Hegelschen Weltbegriffs in seiner Entwicklung während der Jahrhundertmitte wohl zu spiegeln vermögen.

S. 68 lesen wir: Sehr viel tiefer immerhin greift, was Bessler einmal gegen Bismarck eingewandt hat: daß, wie er in einem von den Niebuhr'schen Ideen über Verfassung und Verwaltung anhebenden Briefe an Simson bemerkt, Bismarck, dem es offenbar an Bildung und Befähigung für das Innere fehle, nicht die Tiefe des Geistes und Gemütes habe, um sich, wie der Freiherr vom Stein, »gehoben zu fühlen durch die freie, ihn unterstützende Arbeit selbständiger Männer«, wenn auch die Hoffnung bestehe, daß sich »ein Mann von solcher Kraft und solchen Erfolgen« »durch Intelligenz und Patriotismus« auf die rechte Bahn werde ziehen lassen: niemand, dem dieser schroff-besonnen gezogene Vergleich zwischen den beiden preußisch-deutschen Staatsmännern des Jahrhunderts nichts zu denken gäbe.